

A portrait of Margot Käßmann, a woman with short dark hair, wearing a red blazer over a black top. She is looking directly at the camera with a slight smile. The background is a soft-focus indoor setting.

Voller Hoffnung leben.
In Frieden sterben.

Das
Zeitliche
segnen

Margot
Käßmann

adeo

Besonders hart ist der Abschiedsschmerz beim plötzlichen, völlig unerwarteten Tod mitten im „blühenden Leben“. Da erzählt ein junger Mann, dass seine Kollegin, 31 Jahre alt, Mutter eines einjährigen Kindes, erfolgreich, beliebt, kurz vor dem Abschluss der Doktorarbeit ums Leben kommt. Als ein Lkw auf das Ende des Staus auffährt, stand ihr Wagen an dritter Stelle, wurde eingequetscht. Allein vom Hören sind wir erschüttert, können uns vorstellen, wieviel Leid ein solcher Tod mit sich bringt für die Eltern, den Ehemann, das Kind, das mit dem frühen Tod der Mutter ein Leben lang belastet sein wird. Es gibt keine Antwort auf das Warum, keinen Sinn in solchem Sterben, keinen irgendwie ermesslichen Grund, denke ich. Und ich scheue davor zurück, in Leiden einen Sinn hineinzuzinterpretieren.

Aber ich habe erlebt, wie Menschen Sinn darin finden, wie sie mit dem Leiden umgehen, Krankheit, Sterben und Tod bewältigen.

Die Theologin Isolde Karle schreibt: „Es geht nicht darum, den anderen dazu zu überreden, die eigene, sinnlose Lage schönzureden und ihr am Ende einen Sinn zu entlocken, der nicht existiert, sondern ihn möglichst so zu begleiten, dass er sich sinnvoll zu einem sinnlosen Geschehen bzw. einer sinnlosen Situation zu verhalten vermag.“¹⁰ Das finde ich sehr einleuchtend. Viel zu schnell wird versucht, Sinn in eine Situation hineinzuzinterpretieren. Der Tod ist meist schlicht sinnlos. Selten wird doch konkret für andere, für eine große Idee gestorben. Aber daran müssen wir nicht verzweifeln. Es geht darum, den Tod ins Leben zu integrieren und nicht völlig im Tod gefangen zu bleiben. Noch einmal Karle: „Menschen müssen im Leiden Distanz gewinnen, um sich im Leben wieder neu orientieren zu können. Dies ist nur möglich über den Umweg der Zeit und die Erfahrung des Trostes. ... Tröstende Seelsorge hilft, trotz aller unbestreitbaren Sinnlosigkeit nicht im Bösen zu verbittern.“¹¹ Diesen Gedanken von Isolde Karle halte ich für maßgebend: Schaffen wir es, nicht zu verbittern? Es ist ja Teil christlicher Freiheit, mit dem Bösen, dem Leid, dem Tod leben zu können. Den einen gelingt das, anderen aber auch nicht.

Ich erinnere mich daran, wie eines Morgens bei uns im Pfarrhaus um sieben Uhr das Telefon läutete. Die Polizei erklärte, dass auf der Rückfahrt von der Nachtschicht ein Auto mit vier Mitarbeitern von VW Baunatal auf einen Betonmischer geprallt sei. Alle vier Männer waren sofort tot. Zwei von ihnen wohnten in unserer Gemeinde. Die Polizei bat

mich, einen ihrer Kollegen zu begleiten, um den Familien die Nachricht zu überbringen.

Für uns beide war das ein schwerer Gang, wir waren noch keine dreißig Jahre alt. Etwas beklommen fuhren wir im Polizeifahrzeug los. Die erste Frau kannte ich gut, sie war soeben auf dem Weg zur Arbeit, als wir auf ihr Haus zufuhren. Als sie uns beide aus dem Auto steigen sah, fing sie an zu schreien, ohne dass wir nur ein Wort gesagt hätten ... Wir versuchten, sie zu beruhigen, brachten sie ins Haus, riefen einen Arzt und eine Freundin, erzählten, was passiert war. Als beide eingetroffen waren, gingen wir mit dem Gefühl: Hier war in kürzester Zeit eine Welt zusammengebrochen. Was kannst du tun? Was kannst du sagen? Du fühlst dich hilflos, du kannst nur die Hand streicheln und hoffen, dass nahe Menschen bei ihr bleiben, die sie halten in diesen ersten Stunden des Schocks.

Im anderen Dorf fuhren wir auf den Hof. Die Mutter des zweiten Verunglückten saß vor dem Haus und schälte so früh schon Erbsen. Auch sie ahnte offenbar, was los war, noch bevor wir etwas sagten. Hatte sie gewartet, war sie unruhig, weil der Sohn noch nicht angekommen war, wie sonst zu dieser Zeit? Diese alte Frau reagierte ganz anders als ihre Leidensgenossin: Sie faltete die Hände und begann still zu beten. Ihre Schwiegertochter kam aus dem Haus, sie hatte das Polizeiauto gesehen. Die beiden nahmen sich in den Arm und weinten. Auch dort konnten wir nichts mehr tun. Nur ein wenig schweigend dabeisitzen. Leise sagen, was passiert war. Und gehen. Dass diese Frauen allein bei unserem Anblick ahnten, es hat sich ein furchtbares Unglück ereignet, das bewegt mich bis heute.

Viele Menschen wünschen sich einen solchen Tod, wie er die junge Frau und die vier Männer ereilt hat: plötzlich und unerwartet. Unvorbereitet. „Knall, aus und vorbei!“ Aber ist das wirklich wünschenswert? Gewiss, die so Verstorbenen müssen weder langes Leiden, große Schmerzen oder tiefe Angst ertragen und sie stehen auch nicht vor den großen Fragen. Aber sie haben auch nicht die Chance des bewussten Abschieds. Und die Angehörigen bleiben oft unter Schock zurück, das ganze Leben wird innerhalb von Minuten völlig verändert. Es bleibt das Gefühl von so viel Ungesagtem, Ungelebtem. In kürzester Zeit müssen viele Entscheidungen getroffen werden und der Raum für das Abschiednehmen fehlt. Nie mehr mit der Frau, dem Sohn, der Mutter oder dem Freund sprechen können – das ist schwer zu ertragen. „Hätte ich doch ...“ – ein Satz, der viele dann umtreibt. „Hätte ich das doch mit ihm besprochen. Wären wir doch noch in Urlaub gefahren. Könnte ich ihr doch noch sagen, wie sehr ich sie liebe. Könnte ich ihn doch noch einmal in den Arm nehmen. Es wäre doch so schön, noch miteinander zu reden, noch zu sagen, was ich so gern gesagt hätte.“

Auch wenn viele sich einen plötzlichen Tod wünschen – nach meiner Erfahrung ist er für

die Hinterbliebenen schwerer zu tragen. Es bleibt so vieles ungesagt. So viele Gefühle konnten nicht mehr ausgedrückt werden. Das weiß schon ein altes Gesangbuchlied, in dem es heißt: „Behüte uns vor schnellem, bösem Tod“ (EG 443,9) ...

Wenn der Tod sich ankündigt

Erhält jemand eine tödliche Diagnose oder geht ein sehr alter Mensch Schritt für Schritt auf den Tod zu, ist das anders. In einem solchen Fall, bei einem „angekündigten Tod“, kannst du noch vieles selbst bestimmen. Du kannst sagen, was noch zu sagen ist – wie gut, wenn ein böses Wort noch aus der Welt geschafft werden kann. Du kannst regeln, was noch zu regeln ist – wie hilfreich, wenn klar ist, wer was erben soll oder wer noch zu grüßen ist. Und du kannst mit den Liebsten noch besprechen, was zu besprechen ist – wie entlastend, wenn klar ist, ob du einer Organspende zur Verfügung stehen, wo du beerdigt sein willst. Und umgekehrt: Wie schön, wenn du die letzten Worte des Vaters mitnehmen kannst in dein Leben.

Allerdings: Der Schock zu realisieren, todkrank zu sein, ist immens! Das gilt auch für die nächsten Angehörigen. Im Grunde gehen alle zur Vorsorgeuntersuchung in der Erwartung, dass alles gut ist. Und wer mit Unwohlsein zur Ärztin geht, erwartet keine Diagnose einer schweren Krankheit. Gerade wenn Menschen, die mitten im Leben stehen, eine solche Diagnose ereilt, wirft das sie selbst und ihre Angehörigen meist völlig aus der Bahn.

„Ich möchte, dass es wieder so ist wie vor der Diagnose“, schrieb mir eine Freundin. Aber Realität ist: Es wird nie wieder so sein wie vorher. Unausweichlich wird die Prognose lebensbestimmend. Auch wer am Ende überlebt, wer weiterlebt, wird anders leben als vorher. Wem klar wird, es geht um die letzte Zeit, die dir in diesem Leben noch bleibt, für den ändert sich alles schlagartig – und für die Angehörigen auch. Wertigkeiten verändern sich, Beziehungen werden neu wahrgenommen, Ängste tauchen auf – mit Blick auf das Miteinander, aber auch mit Blick auf existenzielle Fragen. Wie soll es weitergehen mit den Kindern, wenn die Mutter stirbt? Kann meine Frau die Wohnung mit ihrem Verdienst halten?

Wenn mir bewusst wird, dass meine Zeit begrenzt ist, drängen sich die existenziellen Fragen in den Vordergrund: Habe ich das Leben gelebt, das ich führen wollte? Welche Träume sind bislang unerfüllt geblieben? Was wollte ich noch unternehmen, wohin wollte ich noch reisen? Was will ich noch unbedingt sehen? Ist dies überhaupt möglich, wie viel Zeit bleibt mir noch? Und habe ich für mich grundsätzlich eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gefunden?

Niemand sollte verdrängen, dass es in einer solchen Situation zunächst um ganz lebenspraktische Fragen geht! Da stürzen Lebensentwürfe wie Kartenhäuser zusammen. Auch finanzielle Sicherheiten werden radikal infrage gestellt.

Der Mann meiner besten Freundin erhielt mit 44 eine Krebsdiagnose. Er hat anfangs noch ganz pragmatisch die Behandlungsmöglichkeiten durchdacht, sie aber hatte längst realisiert, dass es um etwas Endgültiges ging. Dreizehn Monate hat es gedauert von der Diagnose bis zu seinem Tod – eine immens belastende Zeit für das Paar, die Kinder, die Eltern und die anderen Angehörigen, das Umfeld der Familie. Ich habe sie sehr bewundert, sie alle haben das in der wohl bestmöglichen Weise bewältigt. Und doch, auch noch zehn Jahre später, sind alle geprägt von dieser Zeit, diesem Erleben. Das Gute ist, dass diese 13 Monate als bewusster Abschied gelebt werden konnten. Thomas hat schließlich ganz klar gewusst, dass es zu Ende geht. Er hat sich sehr bewusst verabschiedet und schließlich mit mir seine eigene Trauerfeier durchgesprochen. Es war ein sehr schwerer Abschied, eine tiefe Trauer. Aber es war gesagt worden, was zu sagen war, niemand blieb zurück mit dem Gefühl: Hätte ich doch noch ...

Bis heute habe ich allerhöchsten Respekt davor, wie das Ehepaar und ihre Töchter mit dieser Herausforderung umgegangen sind. Es hat die Hinterbliebenen belastet und das tut es noch, keine Frage. Der frühe Tod des Ehemannes, des Vaters prägt das weitere Leben. Aber nichts wurde in dieser Familie verheimlicht oder totgeschwiegen, sondern die Lebenden haben miteinander über Schmerz, Zorn, Angst, Liebe und Trauer gesprochen.

Beklemmend ist doch, wenn todkranke Menschen scheu ausweichen, versuchen, sich unsichtbar zu machen. Wenn sie jede Einladung ablehnen, sich zu Hause verkriechen, niemanden mehr an sich heranlassen. Viel besser: Sie erscheint auf der Feier – schmal geworden, offensichtlich krank, aber die anderen beschwichtigen nicht, sie wissen, was los ist, doch reden sie mit ihr wie früher. Er kommt zum Schulelternabend, alle haben gehört, was los ist, aber niemand redet drumherum, sondern die Lage wird angesprochen. Es geht um Freiheit im Umgang mit dem Sterben. Wenn es möglich ist zu sagen: Ja, ich bin an Krebs erkrankt und weiß nicht, wie es weitergeht. Und gleichzeitig sagen zu dürfen: Aber lasst mich mal normal sein heute Abend und nicht zuallererst krank, ich bin jetzt hier einfach als Vater beim Elternabend, als Freundin auf dem Fest. Eine Begegnung auf Augenhöhe wünsche ich mir, nicht ein Zurückweichen oder diesen Mitleidsblick. Es entspannt alle Beteiligten, wenn nicht betreten geschwiegen und weggeschaut wird, sondern eine schwere Erkrankung, ein mögliches Sterben ausgesprochen werden kann, aber auch nicht einziges Thema sein muss. Für schwer kranke Menschen ist es auch eine Belastung, ständig auf die Krankheit reduziert zu werden. Eine Frau kann an Brustkrebs

erkranken – aber trotzdem bleibt sie Professorin mit Interesse an ihrem Forschungsgebiet. Ein Mann kann nach einem Herzinfarkt mit hohem Risiko leben – aber er bleibt auch Fachmann auf seinem Gebiet und will nicht in die Ecke gestellt werden. Die Balance zwischen Offenheit für die lebensbedrohliche Situation und der Freiheit, nicht nur über sie definiert zu werden, gilt es zu finden.

Wenn die eigenen Eltern sterben

Am 1. Januar 2014 bin ich morgens früh mit dem ICE von Berlin nach Kassel gefahren. Dort hat mich meine Schwester abgeholt und wir sind zusammen mit dem Auto zu unserer dritten Schwester gefahren, bei der meine Mutter die letzten sechs Jahre gelebt hat. Sie war 91 und noch „recht gut beieinander“, wie es so schön heißt. Im November hatte ich sie zuletzt besucht, sie war wieder kleiner geworden. Diesen Eindruck hatte ich bei meinen letzten Besuchen immer. Und sie rang ganz zuletzt um Zusammenhänge, Worte. Dies war neu, denn auch mit 91 hatte sie den Überblick behalten über die große Schar ihrer zehn Enkelkinder und fünf Urenkel, wusste, wo jeder war, telefonierte mit allen, sonntäglich auch mit ihrem jüngeren Bruder in Kanada, hörte Radio und las viel.

Ihr letzter Anruf kam zwei Tage vor Heiligabend, sie war leicht durcheinander. Ich versuchte mit ihr den Zusammenhang herzustellen, aber es war schwierig. Am Tag vor Heiligabend stürzte sie. Als meine Schwester sie fand, war sie bewusstlos. Sie kam ins Krankenhaus und sollte für die Schmerzbehandlung drei Tage dort bleiben. Ich versuchte, mit ihr zu telefonieren, aber sie war desorientiert und ein Gespräch kaum möglich. Meine Schwester, mein Schwager, auch ihre Kinder kümmerten sich rührend um sie. Aber als sie anschließend wieder nach Hause kam, wurde es nicht besser. Meine Schwester rief mich kurz vor Jahresende an und meinte, wir müssten jetzt wohl mit dem Ende rechnen.

Ich war in diesen Tagen auf Usedom an der Ostsee und las ihre Briefe, die sie mir vor vierzig Jahren in die USA geschrieben hatte: Ein Jahr lang jede Woche mindestens zwei! Sie schilderte ihren Alltag zwischen Arbeit und Versorgung meiner Großmutter und reagierte interessiert und liebevoll auf das, was ich ihr schrieb. Sie war nie geflogen und konnte sich schwer vorstellen, wie es da aussah „bei den Amerikanern“. Aber durch ihr Interesse waren wir in intensivem Austausch, so wie sie es mit allen Töchtern und später mit ihren Enkelkindern hielt. Ihre Briefe zu lesen, während sie im Sterben lag, hat sie mir noch einmal sehr nahe gebracht. Ich bin auf gewisse Weise eingetaucht in diese alte Zeit, die für mich so lange zurückliegt.

Wie wunderbar ist es, solche Briefe, solche Erinnerungen zu haben, auf die du zurückgreifen kannst! Mich hat das fast beschämt, denn mit meinen Töchtern bin ich zwar